

Predigt zu Gen 8, 20–22

Meine Mutter ist eigentlich nicht so leicht zu erschüttern. Das hängt wohl mit all den schrecklichen Dingen zusammen, die sie schon als kleines Kind am Ende des Krieges gesehen und erlebt hat: Die zerstörten Städte und Dörfer; der allgegenwärtige Tod; das Elend bei der Vertreibung; die Erfahrung, alles zu verlieren und mit nichts mehr dazustehen als den wenigen Habseligkeiten, die man mit zwei Händen gerade noch tragen kann; und die große Ungewissheit, ob es denn noch eine Zukunft geben kann oder ob jetzt nicht einfach alles aus ist. Wer so etwas schon als Kind erfahren musste, der begegnet vielen anderen Gefährdungen und Bedrohungen auf seinem Lebensweg wohl auf eine ganz andere, eine bewusstere Weise – denn ein solcher Mensch weiß, dass es auch in Zeiten der größten Not ganz und gar wichtig ist, sich all seinen Mut zusammenzunehmen und sich weiter durchzukämpfen. Für meine Mutter galt eigentlich immer die Devise: den Kopf nicht hängen lassen und weitermachen. Deshalb fiel es mir doch besonders auf, dass sie bei unseren Telefonaten in den letzten Tagen recht still wurde, wenn wir von der Hochwasser-Katastrophe sprachen. Ob die Bilder der unvorstellbaren Zerstörungen im Ahrtal vielleicht an jene Bilder aus dem Jahr 1945 erinnerten?

Auch ich selbst habe in den letzten Tagen oft das Gefühl gehabt, in die Nachkriegszeit versetzt worden zu sein. Ich bin natürlich viel zu jung, um den Krieg noch selbst erlebt zu haben, aber ich gehe manchmal einem meiner Hobbys, der Ahnenforschung, nach und habe dabei oft auch alte Ausgaben von Zeitschriften der Heimatvertriebenen in Händen, die voll waren mit Suchanzeigen nach Menschen, über deren Verbleib man nichts wusste. Solche Suchanzeigen finden sich nun in diesen Tagen auch in den Sozialen Netzwerken: Hat jemand meinen Bruder, meine Schwester, meine Eltern, meinen Lebensgefährten gesehen? Wir bekommen telefonisch keinen Kontakt und können auch nicht hinfahren, weil die Straßen zerstört sind. – Nicht selten Stunden, mitunter viele Stunden später kommt die frohstimmende Nachricht hinzu: Gott sei Dank, sie leben. Aber manchmal eben auch die schreckliche Nachricht: Wir haben traurige Gewissheit, er oder sie ist tot aufgefunden worden.

Nun ist es eine fürchterliche Ironie, dass der Ort, den es an der Ahr mit am schlimmsten betroffen hat, auch noch den Namen »Schuld« trägt. Denn das gehört ja mit zu den Fragen, die uns in der nächsten Zeit sicherlich beschäftigen werden: Wer hat eigentlich Schuld an diesem Unheil? Es ist eine zutiefst menschliche Neigung, für alles, was geschieht, immer jemanden verantwortlich machen zu wollen – und manchmal trifft das dann auch die völlig falschen. Die Einsatzkräfte von Feuerwehr und THW wissen davon sicherlich ein Lied zu singen!

Manch einer versucht aber auch, alles abzuwiegeln, ja fast zu verharmlosen: Das seien eben Naturgewalten, so etwas geschehe, da könne man nichts gegen tun. Richtig daran ist zumindest: Ja, gegen Naturgewalten kann man sich nur bedingt schützen, und viele Katastrophen und Unglück geschehen, ohne dass man dafür tatsächlich einen Schuldigen benennen könnte. Eine Erfahrung, die auch in der Bibel schon ihren Niederschlag gefunden hat. Die Menschen in biblischer Zeit waren den Naturgewalten ja doch noch einmal viel stärker ausgeliefert, als wir es heute sind. Die Erinnerung an eine gewaltige Flutkatastrophe mag wohl nachklingen in der mythischen Erzählung von der Sintflut. Gott, so wird da erzählt, ließ die ganze Erde überfluten als Strafe für die Untaten, welche die Menschen verübten.



Nur Noah und seine Familie und die Tiere, welche Noah auf der Arche rettete, überlebten die große Flut und begründeten das Leben auf der Erde neu. Doch vielleicht das Bemerkenswerteste an dieser Erzählung ist eine Einsicht, die ganz am Ende zu Wort kommt. Im 8. Kapitel des 1. Buches Mose heißt es: Nach der Sintflut baute Noah dem Herrn einen Altar und nahm von allem reinen Vieh und von allen reinen Vögeln und opferte Brandopfer auf dem Altar. Und der Herr roch den lieblichen Geruch und sprach in seinem Herzen: Ich will hinfort nicht mehr die Erde verfluchen um der Menschen willen; denn das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf. Und ich will hinfort nicht mehr schlagen alles, was da lebt, wie ich getan habe. Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.

Von Anfang an steht für die biblischen Zeugen eine Frage im Raum: Woher kommt das Unheil, woher kommt das Böse, das uns Menschen bedroht? Doch die Bibel tut erstaunlicherweise genau das: die Frage im Raum stehen lassen. Sie gibt keine Antwort auf die Frage. Denn sie weiß: All das, was Menschen an Schrecklichem, an Leid, an Elend widerfährt, das ist am Ende immer unerklärlich – jedenfalls dann, wenn eine offenkundige Ursache nicht erkennbar ist.

In früheren Zeiten haben Menschen dann oft den Ausweg darin gesucht, die Schuld auf Gott abzuwälzen. Auch davon finden sich Spuren in unserer Bibel, besonders im Hiobbuch und beim Propheten Jeremia. – »Ich weiß nicht, warum der Herrgott mich so straft«, das ist ein Satz, den wohl ein jeder Pfarrer, eine jede Pfarrerin sehr, sehr oft gehört hat, in den unterschiedlichsten Situationen, nicht nur dann, wenn Menschen wie zur Zeit von Naturgewalten heimgesucht werden. Vielleicht, so denke ich oft, tut es Menschen gut, wenn sie einen Schuldigen für alles Unglück finden und wenn sie dann vor allem Gott die Schuld geben. Der Zorn, der Ärger über Gott mag die Menschen ein Stück weit entlasten – und Gott kann das aushalten. Ja, manchmal denke ich sogar, dass vielleicht dies auch der eigentliche Grund war, warum sich Gott in seinem Sohn Jesus Christus hat ans Kreuz schlagen lassen.

Der Abschluss der Sintfluterzählung macht hingegen deutlich: Auch wenn Menschen dies vielleicht anders fühlen, so ist Gott doch *niemals* der wirkliche Urheber menschlichen Leides. *Gott will kein Leid. Gott will nicht, dass seine Schöpfung gequält wird. Gott will nicht unseren Tod, sondern Gott ist ein Gott des Lebens, Gott ist ein Gott der Liebe und der Barmherzigkeit.*

Zu Beginn sprach ich davon, wie sehr das, was wir in den letzten Tagen mitansehen

mussten, mich an den Krieg erinnert. Und vielleicht wäre es gut, diesen Gedanken auch gar nicht allzu schnell wieder ziehen zu lassen. Es mag vielleicht ein wenig martialisch klingen, aber: Führen wir Menschen der Neuzeit nicht letzten Endes tatsächlich einen Krieg, einen Krieg gegen die Natur, einen Krieg gegen die Schöpfung? In unserem Wahn, wir könnten die Erde beherrschen, haben wir etwas ganz Entscheidendes verlernt, was für die Menschen früherer Zeiten noch selbstverständliches Wissen war: Wir können nur *mit* der Natur leben, *nicht gegen sie*.

Früher war es selbstverständlich, zum Hausbau einen Ort zu suchen, der möglichst gegen Naturgewalten geschützt war, dessen Untergrund geeignet war zur Errichtung eines Gebäudes und der nicht zweimal im Jahr vom Hochwasser überflutet wurde. Seitdem der Mensch aber glaubt, er könne die Natur beherrschen, werden Häuser dahin gebaut, wo man eben will, wo man es vielleicht besonders schön findet – und notfalls muss dann die Natur eben weichen, werden Flüsse eingezwängt oder gar verlegt. Die Natur ist uns einfach oft im Weg!

Um die Möglichkeiten für die Schifffahrt zu erweitern, wurden in den vergangenen Jahrzehnten Flüsse begradigt und kanalisiert, natürliche Überflutungsgebiete beseitigt, mit zum Teil verheerenden Folgen.

Nicht nur in unserer Region wurden von Menschenhand tiefe Löcher von teilweise gigantischen Ausmaßen gegraben – doch wir wissen längst, dass davon Gefahren ausgehen, die wir selten wirklich einschätzen können. Das haben die Ereignisse von Erfstadt ja deutlich vor Augen geführt, wo eine Kiesgrube Auslöser für die verheerenden Erdbeben war.

Und eine gewiss nicht kleine Rolle spielt der kaum mehr zu leugnende Klimawandel, zu dem wir alle beitragen. Natürlich hat es schon immer schwere und schwerste Unwetter gegeben, die starke Zerstörungen angerichtet und viele Menschenleben gekostet haben. Aber es ist eben nicht mehr nur ein Bauchgefühl, dass diese Ereignisse in den letzten Jahren immer häufiger werden und sie auch in Zukunft noch häufiger auftreten werden. Unser Klima verändert sich. Das mögen viele bislang allenfalls an kleinen Beobachtungen merken. Schon vor zehn Jahren sagte unser Winzer von der Mosel etwa, dass es kaum noch möglich sei, einen Kabinettwein zu ernten; denn sobald die Trauben reif seien, enthielten sie schon so viel Zucker, dass das eigentlich schon gleich eine Spätlese sei. Dementsprechend gibt es auch kaum noch Moselweine mit einem so niedrigen Alkoholgehalt, wie das vor 30 Jahren noch üblich war. Das ist nur *eine* Beobachtung im ganz Kleinen. Was wir jedoch in den letzten Tagen beobachten müssen, das ist, wie schon die bislang nur unscheinbare Klimaveränderung für riesengroße und drastische Veränderungen in unserer Lebenswirklichkeit sorgt.

Vielleicht jedoch haben wir jetzt noch die Zeit, etwas dagegen zu tun, *vielleicht* können wir das Schlimmste noch verhindern. Aber dann müssen wir jetzt auch tatsächlich handeln, dann haben wir keine Zeit mehr, unnötige Diskussionen zu führen und nebenbei auch noch Witze über Greta Thunberg zu reißen. Wenn wir jetzt nicht endlich den Allerwertesten hochbekommen und die Sache anpacken, wird es zu spät sein. Dann werden wir in wenigen Jahren in einer Situation stecken, wo alle Arbeit und Mühe und Schufferei, welche Feuerwehr und THW und alle anderen Hilfsorganisationen in den letzten Tagen auf sich genommen haben, nicht mehr die Ausnahme sein werden, sondern die Regel. *Und dann werden unsere Kinder und Enkelkinder ganz sicher wissen, wem sie die Schuld an künftigen Katastrophen geben dürfen: nämlich uns.*

An dieser Stelle, wo die Predigt eigentlich langsam zu Ende gehen sollte, merke ich, dass bislang ziemlich viel Gesetz und dafür ziemlich wenig Evangelium darin vorkam – das

kennt man von mir sonst eigentlich gar nicht. Aber ich fürchte, an manchen Tagen muss man tatsächlich vor allen Dingen das Gesetz predigen und mit dazu beitragen, dass wir alle endlich wach und uns unserer Verantwortung bewusst werden. Und doch bleibt auch heute für uns dies das Evangelium: Da, wo wir versagen, da wo unser Krieg gegen die Natur, wo unser Allmachtswahn nur Trümmer und Verwüstung hinterlassen hat, da nimmt Gott die Opfer der Katastrophe, die Leidenden, diejenigen, die alles verloren haben, die um einen geliebten Menschen trauern, sie alle nimmt er in seine Arme und schenkt ihnen seinen Trost und seine Zuwendung.

Uns allen sei aber mit einem (abgewandelten) Wort von Dietrich Bonhoeffer gesagt: Es genügt nicht, diejenigen zu verbinden, die unter die Räder geraten sind. Wir müssen vielmehr dem Rad in die Speichen fallen. Amen.

*Gehalten am 17. Juli 2021 im Gedenkgottesdienst anlässlich der
Flutkatastrophe des Sommers 2021 in der Erlöserkirche Übach
von Pfarrer Christian Justen*

© Foto: Thomas Richter